

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 5

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]
Autor: Aeby, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

1. Februar 1936

Zeit. Von E. Preczang.

Aus der träumenden Ewigkeit,
Aus den schlummernden Wellen des Nichts
Wandelt ruhlos zum Leben die Zeit,
Springen die goldenen Bäche des Lichts.

Und es rieseln die schnellen Sekunden,
Klingende Tropfen, dir durch die Hand;
Und es fliehen die eilenden Stunden,
Ehern rufend, über das Land.

Und du siehst, was im Dunkel lag
Mählich vom schimmernden Morgen erhellt, —
Siehst, wie der reine leuchtende Tag,
Strömend im Dämmer des Abends verweilt.

Monde, sie fluten tief in die verlorenen
Meere grauer Unendlichkeit.
Wir aber winken den ungeborenen
Heiteren Sonnen der werdenden Zeit.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

5

5. Kapitel.

Der erste Schultag! Keine Behörde erschien, um Lehrer Waldauer den Sprößlingen von Römerswyl vorzustellen. Solzer hatte dem Kollegen die Taktlosigkeit prophezeit. Dennoch wartete Lothar eine lange Viertelstunde auf ein Mitglied der Schulkommission und schritt in der frühen Maisonne vor dem Schulhause auf und ab. Mit jeder wartenden Minute wappnete sich seine Stimmung zäher auf Kampf.

Von den siebzig Buben in der Schulstube lieferte sich die Mehrheit indessen eine Schlacht. Die andern preßten frech ihre Nasen an die Scheiben. Ihr Uebermut und ihre Spottlust galten dem Neuen, der vermutlich nicht wagte, allein hereinzutreten.

Aber plötzlich warf der junge Lehrer heftig seinen Körper herum, schritt energisch auf das Schulhaus zu und trat in die Klasse. Er drückte die Türe lautlos ins Schloß und ließ seine Blicke ernst auf der unordentlichen Gesellschaft ruhen. Kein lauter Gruß wurde ihm zuteil. Wirbelnder Staub und übler Geruch erfüllten den Raum. Aus den Buben funkelte tüdischer Trotz.

Lothar drängte eine heißwallende Empörung nieder und befaß mit kernig-männlicher Stimme zu anständiger Haltung in den Bänken. Die Buben grinnten und gehorchten schwerfällig.

Als er nun selbst auf dem Pulte stand, aufrecht und schön, und im Verein mit dieser Position einem beherrschten

Schweigen und zwingenden Blicke die erste Wolke des Widerstandes aus den rebellischen Reihen verweht hatte, sprach er ein kurzes Gebet, erlaubte hernach zu sitzen, nahm ruhig die Register zur Hand, rief jeden Einzelnen beim Vornamen und Namen, ließ den Gerufenen aufstehen und legte eines jeden Gesicht und Wesen als ureigenen Besitz in sich hinein. Dann begann er einfach, klar und zielbewußt den Unterricht.

Lothar erkannte bald, daß viel Unkraut aus Urboden wucherte und daß ein mühseliges Reuten, Aekern und Säen in Aussicht stand. Alle Energie würde nötig sein, um einen dankbaren Boden zu bestellen.

Die Buben, von einem kräftigen, großgewachsenen und gefunden Menschenschlag, erhoben sich lässig und schwerfällig, standen schief und krumm in den Bänken, grinnten, schwiegen verstockt und gaben selten oder nur mangelhaft Antwort.

Lothars Vorgänger hatte einen schlimmen Klassengeist gezüchtet. Vorn saßen die Herrenknaben und die Großbauernsöhne. Dem vermeintlichen Inhalte des elterlichen Geldbeutels entsprechend, ebte es nach hinten ab, bis zu den Letzten, den Armleutefindern an der Wand. Hier gute Gewandung und mehrteils fedes Gebaren, dort schäbige Kleidung, matte Augen und meist verängstigte Mienen. Hier Satttheit und Herausforderung, dort Anklage und Hunger. Die soziale Kluft des Dorfes und Umlandes lugte grausam aus den Bänken.

Aber es geschah doch, daß die in den hintern Bänken nach zwei Lektionen die Köpfe schon aufmerksamer hoben

und neugierig auf den jungen Lehrer blickten, der alle mit der gleichen klaren und unparteiischen Stimme aufrief.

In Lothar wuchsen Mut und Sicherheit, da er allein durch sein Wort Interesse erwecken und Disziplin zu halten vermochte. Er fand sich glücklich im Gefühl bestärkt, er sei zum Lehrer geboren.

In der Pause nahm er neuerdings die scharfe ständische Scheidung wahr. Die Begüterten spielten; die Armen lehnten verschupft an der Schulhausmauer. Als er dem Kollegen Holzer darüber seine Empörung äußerte, fand dieser die Sache ganz in Ordnung, denn die Regierenden im Lande seien die Bürger und Bauern; es seien auch jene, die die größten Steuern bezahlten, die Schule unterhielten und die Lehrer besoldeten.

„Und wo bleiben die Menschenrechte, vorsündflutlicher Magister“, rief Lothar empört und maß den unbedachten Verteidiger der guten alten Zeit mit Blicken, daß dieser flink die Ohren schützte und sich fluchtartig entfernte.

Nachmittags stellte Lothar die ganze Bankordnung um und versetzte die Knaben in buntem Gemengsel. Den armen Schlucker zwischen Herrensohn und Bauernprinz. Es gab böswillige Gesichter, heimliche Schultritte gegen den unerwünschten Nachbarn, scheues Beiseiterücken und offene Tränen.

Folgenden Tages, gleich nach Schulbeginn, polterte es unhöflich an die Klassentüre Lehrer Waldauers.

Der Lehrer öffnete und stand vor der zornmächtigen Gestalt des Schulpräsidenten, der, ohne zu grüßen, loslärmte: „Ich verbiete Ihnen, meinen Sohn neben einen Burschen zu setzen, der Läuse hat.“

Die Schulbuben lachten.

Lothar setzte ein düsteres Gesicht auf, befahl der Klasse Ruhe und ersuchte den Zornigen, die Auseinandersetzung draußen zu erledigen. Aber des Präsidenten Leiblichkeit versperrte wuchtig die Türöffnung.

Da sagte Lothar kühl: „Ich setze die Kinder, wie ich es für gut finde.“

„Ich bin der Schulpräsident“, majestätete der Ammann.

„Und ich bin der Lehrer“, entgegnete Lothar.

„Hier gilt unser Gesetz und Brauch.“

„Ich kenne das Gesetz meiner Pflicht, alle Kinder gleich zu behandeln.“

„Der Lehrer soll sich unseren Gebräuchen anpassen.“

„Ich bin nicht vom Staate ernannt, Hans oder Heiri allein zu dienen.“

„Wer bezahlt Sie denn, he?“

„Der Fiskus!“ Lothar sagte es mit aufsteigendem Lachen.

Des Präsidenten Gesicht wurde rot wie Korrekturtinte. Er schrie: „Wir bezahlen Sie, wir mit unsern Steuern, unserer Arbeit, unserem Gelde. Dafür wollen wir auch befehlen.“

„Die interne Angelegenheit der Schule ist meine Sache“, behauptete Lothar. „Hier befehle ich.“

Der Präsident trat entsetzt zurück. Da schloß Lothar sachte die Türe.

Der Dorfgewaltige stieß sie sogleich wieder auf, daß unter dem Windzug des Lehrers Haarbusch aufflatterte.

„Klaus, komm nach Hause“, befahl der Ammann seinem Buben.

Der derbe Bauernbursche erhob sich und schlarpte nach der Türe.

Dem Lehrer war's, als müßte er den Jungen mit kräftiger Hand in die Bank zurückschleudern. Aber dann übersah er Vater und Sohn und setzte den Unterricht mit lebendigem Wort und ruhiger Strenge fort, ließ auch die Kinder grell gemischt, nach seiner neuen Ordnung sitzen.

Das ganze Dorf besprach die Neuerung in der Schule und den Protest des Präsidenten.

Lehrer Fridolin Holzer bekam einen Lachkrampf, als der Kollege ihm den Auftritt schilderte. Aber zuletzt schnitt Fridolin ein bekümmertes Gesicht, hob schülerhaft einen Finger und warnte: „Herr Kollege, gib acht; allzu straff gespannt, zerpringt der Bogen.“

„Hasenfuß“, schalt Lothar, „ich gebe in diesem Punkte nicht nach und wenn mir ganz Römerswyl auf den Buckel steigt, aus Berufsstolz nicht, aus Pflichtgefühl nicht und um der Kinder willen nicht.“

Aber Lothar fühlte im Volke den Widerstand. Selbst die Kinder grüßten ihn erst, wenn er sie unter den Zwang seiner Blicke nahm.

Unerwartet wurde ihm ein Kompliment für sein tapferes Verhalten, als er in den Krämerladen der Frau Gauch trat. Die rüstige Frau, die etwas Fremdländisches, Raßiges und Resolutes an sich hatte, überschüttete ihn gleich mit klangvoller Stimme: „Sie haben recht gehandelt, Herr Lehrer! Es wäre in unserem Dorfe schon lange nötig gewesen, den Leuten zu zeigen, daß der arme Schlucker auch ein Mensch ist. Einmal muß jemand damit anfangen, die gesellschaftlichen Mißstände zu ändern, auch wenn er den Ewiggerechten die Hörner vom Kopfe stößt. Bravo, Herr Lehrer!“

Das Lob verwirrte Lothar. Es beschämte ihn, weil es just von der Frau kam, die so übel beleumundet war. Ein Blick auf die hübsche Tochter, die seitlings ungeschert aus einer Rosinenbüchse knabberte und Frucht um Frucht zwischen die vollen Lippen schob und jede Rosine mit blinkenden Zähnen entzweibiß, ehe die Zunge sie nachhaft wegschleckte, machte ihn noch verwirrter, zumal das Mädchen oft spöttisch die Lippen schürzte, als belächle es die Worte der Mutter. Er sprach ein kurzes Danke, bezahlte ein Zigarrenpäcklein und empfahl sich höflich grüßend. Lothar war zwiespältiger Laune, halb zufrieden, halb gereizt. Das reine Lied der Natur sollte den Ausgleich schaffen. Er betrat den Wiesenpfad, der zum Walde führte.

Ein üppiger Frühling vergeudete seinen Reichtum und die Welt brüstete sich damit.

Der Himmel blaute, Wald und Wiese grüntem, blühtem und dufteten; der Ruckuck rief, tiefer im Forst sangen die Drosseln. Noch waren die Blätter an den Bäumen weich und unverlekt; der Kreislauf der Zerstörung hatte nicht begonnen.

Die untergehende Sonne spielte rotgoldene Lichter in den festen Halt der Stämme und in das Gewirr der Zweige. Lothar, gewohnt an Busch und Baum, Blatt und Blüte

sich zu freuen, bestärkte sich im Gedanken, daß er an seiner Methode kein Jota ändern werde.

Seligen Herzens und beschwingten Fußes schritt er heimwärts, beladen mit einem Busch lichtgrüner Blätter und einem Strauß Wiesenblumen. Zu Hause fand er einen vornehmen Brief vor, mit der freundlichen Einladung vom Direktor der Hutfabrik.

Lothar war überrascht. Er hatte den Fabrikanten noch nie gesprochen. Er war ihm zwei-, dreimal begegnet, hatte indessen an dem selbstsichern Schreiten, dem klugen Gesicht und den herrischen Augen den Schluß gezogen, daß der Direktor ein Mann sei, der wußte, was er wollte. Schon schenkte ihm, dem Lehrer, solche Männer Beachtung. Lothar freute sich dessen und verstieg sich zum Gedanken, daß er selbst eine vollwertige Persönlichkeit sei.

Zufrieden, wie ein Grossist nach guter Bilanz, legte sich Lothar zu Bett und schlief unter dem Gewicht seines vollen Pfundes bald ein.

6. Kapitel.

Als Lothar tags darauf, gegen vier Uhr, zwischen den gepflegten Blumenrondels auf die Villa zuschritt, sprang aus dem Parke eine heulende Meute auf ihn los. Der Lehrer blieb im Rafetenlärm der Bestien ratlos stehen.

Da gellte ein Pfiff. Das halbe Duzend Ebelhunde brach das Gefecht ab. Nur ein junger Dackel schnüffelte helfernd an den neuduftenden Hosen des Lehrers.

Lachend trat der Fabrikherr aus den Bäumen und sagte heiter: „Sie sind erprobt, Herr Lehrer.“

Lothar grüßte verlegen.

„Wer vor einer solchen Meute standhält, der hat keinen Herzfehler. Was meinen Sie, Herr Lehrer?“

„Ich bin mit gutem Gewissen derselben Ansicht“, erwiderte Lothar.

Nun bot der Direktor dem Lehrer die Hand und lud ihn freundlich ein, ins Haus zu treten. Sie schritten durch eine prunkvolle Vorhalle in ein großes, behagliches Büro. Der Direktor warf sich in ein Ledersofa und ersuchte den Lehrer jenseits des Schreibtisches Platz zu nehmen.

Lothar setzte sich auf den Rand des tiefen Stuhles. Eine unerklärliche Abwehr hinderte ihn, sich dieser weichen Welt ganz anzuvertrauen.

Hollmann begann: „Es ist mir zu Ohren gekommen, wie schneidig Sie die Schule angefaßt und mit liberalem Hauch den konservativen Staub so tüchtig aufgewirbelt haben, daß viele Dickschädel im Dorfe wie im Nebel tasten. Es ist keineswegs meine Aufgabe, den Lehrer zu begutachten, aber ich bin ein Mitglied der Schulkommission, und Sie sollen wissen, daß ich bei meinen schwerfälligen Kollegen Ihren Kurs unterstützen werde. Sie haben meine Wertschätzung, Herr Lehrer.“

Lothar verneigte sich ratlos.

„Dieser Schlendrian in der Schule“, fuhr der Direktor lebhaft fort, „hat lange genug gedauert. Dieser filzige Schultubenram hat sich den Leuten des Dorfes und der Gemeinde mitgeteilt. Ob hablich oder arm, ob Bauer oder Knecht, ob Arbeiter oder Gewerbler, ob Dorfagnat oder williges Stimmfutter, alles gondelt in plump überlieferten



Wilhelm Leibl: Bauernmädchen mit Halskette. (Ausstellungskatalog.)

Rähen auf dem gleichen, schlammigen Fluß der Unordnung, der Trägheit, des Indentagheinslebens, des Sichgehenlassens. Es ist kein Schneid in diesem Volke, kein Mitleben mit der Zeit, mit dem Fortschritt, mit der Technik; im Denken nicht, im Leben nicht.“

Lothar befiel eine große Schwäche, eine Angst fast vor diesem sichern Manne. Auch wurde Lothar nicht klar, was er von der harten Beurteilung der Römerswylter halten sollte. Mit Mühe würgte er die Antwort aus der Kehle: „Es ist kein außergewöhnlicher Kurs, was ich unternehme; es ist das, was man von einem Erzieher verlangen darf, verlangen muß.“

Der Direktor hielt des Lehrers Rückzug auf. „Jeder Eingriff in die Wucherungen einer Gemeinschaft ist eine notwendige Operation. Ich will Ihnen keine Pauke halten über Weltanschauungsformeln! Ich will mich kurz fassen. Sie gefallen mir, Herr Lehrer! Ich bin überzeugt, Sie besitzen im Verborgenen einen ganzen Schacht famoser Ideen. Die eine, die Sie bisher in die Tat umgesetzt haben, ist mir Beweis genug. Ganz recht, alle Kinder gleich; es wird sich in der Praxis schon weisen, welchen zum Herrschen und welchen zum Dienen der Weg offen liegt, das heißt, wer stehen und herrschen wird, und wer kriechen und fallen muß. Ihr eigener Weg, Lehrer Waldauer, scheint mir zu Höherem vorbestimmt. Wie ich zufällig erfahren habe, führen Sie auch die Feder. Das ist vortrefflich. Die Feder ist eine Macht, und mit ihr macht man heutzutage die meisten Eroberungen, voraus und vorab bei den Frauen.“

Der Direktor lächelte mit einem grünen Glitzern in den Augen.

Lothar errötete. Der Hinweis auf seine Feder gab ihm jedoch die Sicherheit wieder. Im Seminar hatte man ihn Mörike getauft und zuweilen auch Pestalozzi. Aber die lyrischen Produkte waren zugleich mit den Poetikstunden versiegt. Indessen hatte ihn vor allem der pädagogische Geist erfasst, und ein stiller Ehrgeiz ging auf kein geringeres Ziel, als ein Buch zu schreiben, im Gehalt und in der Form wie Lienhard und Gertrud, nur dem modernen Leben und Streben angepaßt. Sich mit einem Buche in die hübsche Legion eines Bücherbestandes eingereiht zu sehen, war Lehrer Lothars sehnlicher Wunsch.

„Herr Lehrer, in Offenheit“, sprach der Direktor und neigte sich über den polierten Tisch, „also, Sie meistern die Feder.“

Lothar antwortete munter: „Das müßte erst in der Öffentlichkeit erprobt werden.“

„Kennen Sie den ‚Landboten‘?“

„Ja, Herr Direktor, ich habe die Zeitung hin und wieder gelesen.“

„Und haben Sie ihn nach Ihrem Geschmack gefunden?“

Lothar stutzte ob der Wendung des Gespräches, fand jedoch die Entgegnung: „Ich bin in der politischen Einstellung laie, und ich möchte es als Lehrer auch bleiben.“

„Versteht sich: „Politisch Lied, ein garstig Lied.“ Von Goethe, nicht wahr? Es ist lange her, seit man in den

schönen Künsten herumschmöderte. Das Leben zerquetscht oft die sogenannte Poesie.“ Nun rollte des Fabrikherrn Stimme voll und schön, als er von seinem Lieblingsthema sprach. Er legte die Verhältnisse des „Landboten“ dar wie die Uebersicht einer sauberen Abrechnung. Er bezeichnete die Zeitung als ein führendes Organ der Zukunft, rechtschaffen liberal und sozial, gesund und echt, so eingestellt, daß die Menschen doch endlich aus ihrer konservativen lethargie erwachen müßten, denn ein Krebsübel bestehe darin, daß die Mehrheit noch immer nicht die Verbindung mit der Technik und dem gesunden Fortschritt habe finden können. Der „Landbote“ habe sich zur Aufgabe gemacht, für frische Aufklärung zu sorgen, besitze tüchtige Redaktoren, und der Verwaltungsrat selber halte Umschau nach jungen, gewandten Mitarbeitern. Er, der Direktor, habe sich den Lehrer Waldauer ausersehen, und er hoffe, daß dieser das ehrenvolle Anerbieten annehme. Die finanzielle Basis des „Landboten“ gestatte es, auch die Korrespondenten anständig zu honorieren.

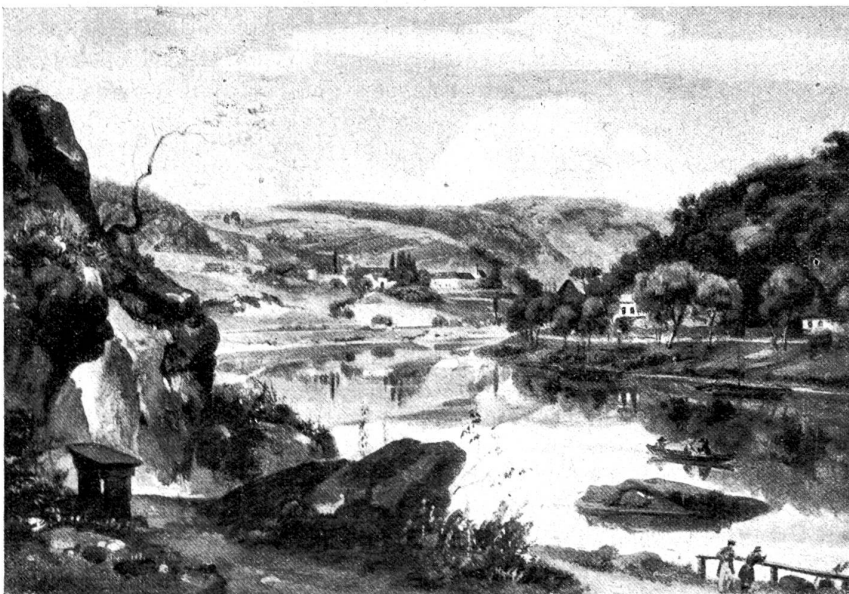
Der Lehrer war von dem unerwarteten Antrag freudig überrascht, bat sich jedoch Bedenkzeit aus. Er fürchtete, in das Gehege der Politik und in einen Hinterhalt gelockt zu werden.

„Selbstverständlich dürfen Sie mit sich zu Rate gehen“, sagte der Direktor. „Ich gedachte Ihrem strebsamen Geiste ein Angebot zu machen, das man nicht einem jeden präsentiert. Wir leben auch nicht mehr im Schlaraffenland, wo den jungen Leuten die gebratenen Tauben in den Mund fliegen.“ (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert.

Sucht die Kunsthalles Bern für ihre zeitgenössischen Ausstellungen die Bilder gewöhnlich in modernen Galerien, Sammlungen und Ateliers, so erhält sie diesmal die Leihgaben aus dem Bestand altanerkannter Sammelstätten, darunter die bekanntesten Namen deutscher Gemäldegalerien und deutscher sowie auch schweizerischer Privatsammlungen, und

vereinigt malerische und zeichnerische Werke, die allesamt schon bleibende Stätte gefunden haben. Gegen zweihundert Bilder des deutschen 19. Jahrhunderts geben einen prächtvollen Ueberblick über Wesen und Wollen einiger landschaftlich, vaterländisch, bürgerlich, auch religiös gebundener Generationen.



Ernst Fries: Stift Neuburg und das Neckartal. (Ausstellungskatalog.)

Für die Berner Kunsthalles und ihren Sekretär, Dr. Huggler, bedeutet das Zustandekommen solch umfassender — wenn auch längst nicht lückenloser — Rückschau große Genugtuung, haben sich doch die deutschen Galerien seit dem vernichtenden Brand des Münchener Glaspalastes 1931 bis zu diesem Winter nicht mehr entschließen können, eigenen Besitz (besonders an Romantikern) als Leihgabe zu Sammelausstellungen an dritten Ort zu senden. Daß nun gerade die Schweiz das Vertrauen des deutschen kunstliebenden Volkes besitzt, ehrt sie sehr und wird sich auch dahin auswirken, daß von ihrer Seite dem künstlerischen Schaffen des verwandten Volkes Würdigung entgegengebracht wird.

Eine schöne Doppelaufgabe liegt somit über der bis 1. März währenden Ausstellung. Aufgabe, von der die Künstler selbst allerdings kaum wußten: ihre Ziele waren so sehr und lobsam im Reinkünstlerischen verhaftet, daß sie politische Trennungslinien nur flüchtig be-